



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 264.

Donnerstag, 11. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Die Mutter sagte zu allem Ja und Amen. Schon seit langem. Sie hatte sich ja nicht vorgestellt, daß ihre Pläne den Sohn in einen so tiefen Zwieselnd brächten, daß er dem Vater darum fremd würde und daß sich davon eine finstere Schwere über sie alle lagere wie die eines verfehlten Lebens. Seit sie das aber erkannt hatte, war eine stille Ohnmacht über sie gekommen: da mußte sie alles geben lassen, wie es ging, widerstandslos. Sie war klug genug zu wissen, daß es keinen Ausweg mehr gab. Wie es auch werden würde, einer müsse leiden, Vater oder Sohn. Und nun war der äußere Anlaß ihrer Unentschiedenheit ja zu Hilfe gekommen. Nicht zum Segen, das fühlte sie; vielleicht aber zum Frieden.

Und Frieden, Ruhe war's auch, was sie für sich selber ersehnte. Sie kränkelte schon seit zwei Jahren ernstlich; ihr Herz war von jeho schwach gewesen, und nachts kam jetzt oft eine so böse Atemnot über sie, daß sie nur noch stundenweise schlief, obwohl ihr gehetzlicher Körper des erquickenden Schlummerns doch so nötig bedurfte hätte.

Aber nun hatte ja die Maionne wieder ihren lichten Glanz über die Erde gegossen, und ganz jag blühten da in dem leidvollen Herzen der kleinen kranken Frau noch einmal Hoffnungsbümchen auf, denn erst jetzt, wo um den Hof ringsum der Bäume Blütenschnee duftete, war endlich in Adolfs Seele auch das Bewußtsein wach geworden, daß er nun vom Schulzwang erlöst sei und die schöne Freiheit kosten könne.

Oft schleuderte er jetzt nach Feierabend nach dem Weidenpfad hinauf, lauschte oben, am Feldsaum sitzend, dem melodischen Sang der Nachtigall im Buschwerk des Berghangs oder labte sich an der weichen, wohligen Stimmung der Dämmerung, die ihn für manches Ungemach des Tages entzündigte. Dann und wann stieg er auch noch einmal auf sein Studierstübchen hinauf, lächelte still in sich hinein, wenn ihn süß-wehmütige Erinnerungen an seine kindlichen Torheiten beschlichen, kehrte zu seinen Büchern zurück, zu seinen Träumen, und lebte so heimlich ein Leben, von dem niemand etwas wußte, das aber doch einen leisen Glückschimmer auf sein Antlitz legte, den nur die Mutter sah.

So ging der Blütenmai und gingen die blauen Junitage, die Felder ruhten im Segen, und abends klang im Hofraum schon das Sensendengeln.

Man rüstete sich zu einer frühen Heuernte. Hochsommerglut jengte in Stunden die gemähte Halme, und selbst Elschen war, im ärmellosen Mieder und weißen Kattunkopftuch, geschäftig mit dabei, das Heu zu wenden und in Haufen aufzuschichten. Am Nachmittag war Adolf heimgeschickt worden, um den Leiterwagen zu holen. Der Fahrweg wand sich in einer großen Schleife weit um den Bergvorsprung und führte oben auf der Ebene, eh' er ins Feld einmündete, durch die alten Eichen- und Buchenbestände des Altförstes.

Mehr als eine Stunde brauchte man, um hinaufzukommen. Aber die Sommerschwüle legte sich lähmend auf das träge Ochsenpaar, und weil Adolf achtmal daneben herschlenderte, so kroch der Wagen knarrend nur langsam den Berg hinauf, und ehe noch der Wald in Sicht kam, stand er still, während die beiden Tiere, un-

willig nach den Müden schlagend, blöd vor sich hinglockten. Adolf gönnte sich und ihnen die Rast, schraubte die Bremsklöze an die Räder, setzte sich auf den Grabenrand und schloß, von Müdigkeit überwunden, die Augen.

Von einem krachenden Donnerschlag erschreckt, wachte er auf, blickte verstört um sich, und während er eilig das Ochsenpaar antrieb, lätschten aus dem dunklen Bleigrau der Wolken die ersten dicken Tropfen in den Straßenstaub.

Da klang lautes Rufen vom Waldrand zu ihm herab; es war Jakob, den man gesucht hatte, nach dem Säumigen Ausschau zu halten. Im Trab ging's nun durch den Wald, und schon aus der Ferne sah Adolf, wie der Vater aufgereggt mit den anderen sprach, während die Mutter ihn zu beruhigen suchte.

Glücklicherweise verzogen sich die Regenwolken wieder, so daß man das Heu fast trocken auf den Wagen laden konnte. Dennoch arbeitete man mit einer losen Haft. Die Magd und Adolf waren nicht imstande, die ihnen aufgerichteten Bündel so schnell zu verstauen, und schließlich mußte auch noch Jakob auf den Wagen steigen, um zu helfen. Der Vater sprach kein Wort; aber die senkrechten Falten über seiner Nase und das Zucken seiner Klefermuskel verrieten, daß er von Zorn erfüllt war. Er stieß die Heubündel immer in die Höhe, als wollte er mit den Zinken der Gabel einen Feind vernichten. Seinen Sohn würdigte er keines Blickes. Stumm regten sich die emsigen Schaffer, und obwohl das Gewitter fern vergroßte, spürten doch alle noch eine drückende Schwüle über sich.

Plötzlich ein mühsam verhaltener Aufschrei: der Eulenhöfer hatte Jakob mit der Heugabel in die Hand gestochen. Eine Zinke war durch das Fleischpolster des Daumengrundes gedrungen und hatte die Schlagader zerrissen; das Blut schoß in einem hellroten Springquell aus der Wunde hervor.

„Herr . . . !“ fauchte der Eulenhöfer wutvoll, „daß ich dich auch treffen mußte!“

Und nun mühete er sich selber, dem Knecht vom Wagen herunter zu helfen, schnürte ihm die Pulsader mit einem Schürzenbändel ab, und trotzdem Jakob sich dagzen wehrte, machte er sich eiligst mit ihm auf den Weg zum Arzt.

„Meinetwegen kann jetzt alles zuschanden gehn“, fluchte er im Sichabwenden. „Aber so kommt's, wenn man verdorbene Studenten an die Arbeit stellt.“

Keins wagte ein Widerwort; die Mutter sah nur in wehem Mitleid zu Adolf hinauf, dessen Antlitz ganz fahl geworden war. Schweigend schickte er die Heubündel auf, trieb, als der Wagen beladen war, die Ochsen an und trotzte dann schwer verjohnen daneben her.

Aus dem erregten Sprechen, das nun wie erlösend hinter dem Wagen laut wurde, hörte er immer wieder die beschwichtigenden Worte der Mutter, die ihn fast ebenso schmerzten wie der maßlose Groll des Vaters. Endlich hielt er es nicht mehr aus und rief zuriß: „Doch,

gefallen sein."

Als sie auf dem Hofe ankamen, waren die beiden vom Arzt schon wieder zurück, und Jakob beruhigte die sorgenvoll fragende Mutter damit, daß es ja nur die linke Hand sei und er auf das bishen Wehtun nichts gäbe.

"Aber einen steifen Daumen behält er davon", setzte der Eulenbörger zornig hinzu. —

Nach Feierabend war Adolf sogleich auf sein Schlafzimmer hinausgegangen; aber um Mitternacht sah Jakob durch die Türzüge, daß noch Licht bei ihm brannte. Er schlich zu ihm hinüber und war erstaunt, daß er ihn mit dem Zusammenpacken von Kleidern und Wäsche beschäftigt fand.

"Was hast du denn vor?" fragte er ihn besorgt.

"Ich bin hier im Weg und mache Platz", sagte Adolf entschlossen. "Ich konnt es ja nicht so einrichten, daß ich den Stich befam; sonst wär's ja gut."

"Adolf! du wirst doch nicht glauben, daß ich bös auf dich bin."

"Du nicht, aber ein anderer."

"Denfst du denn nicht an deine Mutter? Sie hat eben wieder sehr geplagt, und die Kathrin sagt, so schlimm hätt es noch nie mit ihr gestanden. Da kannst du doch nicht fortgehen."

Adolf hielt verloren inne und sagte: "Ja, dann nicht. Über wie ich's hier aushalten soll . . ."

"Meinst du denn nicht, daß es besser tät, wenn ich fortging vom Hof?"

"Es war ja früher auch nicht besser. Mir bleibt nur noch übrig, daß ich meiner Wege geh."

Am Morgen hatte sich das Leiden der Eulenbörgerin so sehr verschlimmert, daß sie im Bett bleiben mußte. In den nächsten Tagen traten einige Male leichte Herzkrämpfe ein, und erst im September konnte sie wieder das Zimmer verlassen. Dann aber kam plötzlich ein Rückfall, und der Arzt, den man jetzt erst zu der Leiden den rief, hob in ernsten Bedenken die Schultern.

Die feuchten Oktobernebel, die vom Fluß aufstiegen und die an den stillen Bergabhängen die Trauben reisen ließen, dampften eines Tages in kalten Schwaden das Tal hinauf, und als die Beiperglocke läutete, da hatten sie die stille, kleine Frau vom Eulenhof ganz sacht in ihre graue Hülle eingeschlagen, und nun schlummerte sie tief in die selige Leidlosigkeit hinein. —

Adolf schritt in dumpfem Ernst durch die Tage. Der Tod der Mutter hatte ihn niedergedrückt wie ein Donnerschlag den knurrenden Hund. All sein Sinnen und Empfinden versank in eisige Starre. Kein Trost, keine Träne am offenen Grab; nur eine trostlose Stummheit stand in seinem mit einemmal so alt gewordenen Antlitz.

Die Arbeit in Hof und Feld war ihm nichts mehr als Fron. Es war ja doch nicht so gekommen, wie er sich's und allen daheim gewünscht hatte. Der Vater hatte recht behalten wollen mit seiner Behauptung, daß die Schule den Bauern in ihm verpfuscht habe, und da konnte Adolf trotz allen Mühens ihm nichts zu Gunst und Willen machen.

"s ist verdreht, was du nur anpadst", sagte er immer, und wenr er's auch oft nur schalkhaft meinte, bei dem willig Bestrebten setzte es eine fressende Bitterkeit ab. Manchmal hätte er sich aufzäumen mögen wie ein wehrlos Mähdarbeiter, brennender Haß stieg in ihm auf, wenn er sich in Jakobs Gegenwart heruntergezetzt sah, dessen Achtung und Verehrung er bis dahin so deutlich gespürt hatte.

Und jetzt die Mutter tot, die ihm in jedem Wort, jedem Blicke ihr Verstehen und Mifühlen ausgedrückt hatte, die ihm mit dem eigenen, stillduldenden Leben so ein wirkliches Vorbild gegeben hatte, Zwiespältiges zu ertragen.

Er sah es nicht. Sein Denken stand still.

Leichter als alle aber hatte sich der Eulenbörger in den Verlust gefunden. Die Arbeit forderte ihn dazu tagaus, tagein. Da Elischen der Küche noch nicht vorstehen konnte und die Magd stets im Feld und Hof nötig war, so nahm man eine entfernte Verwandte der Mutter, die Jungfer Babett, ins Haus, die schon oft zur

Auswüche vorgegeworben war, und zu der Witwe bald ein heilches Verhältnis stand. Sie half dem ansangs untröstlichen Mädchen den Verlust der Mutter ertragen und ließ es an nichts für sie fehlen.

Während die Eulenbörger unter dem Druck dumpfer Geißelkraft dahinlebten, rüstete man sich unten im Flecken auf den Jubel des Winzerfestes. Ein "dreiviertel" Herbst war gewesen. Der Sauerwurm hatte nur strichweise die Mark befallen, dagegen die besseren Berglagen vollständig verschont. Auch gegen Brand und Schimmel, die sonst so mörderischen Feinde der Blätter, hatte man nur wenig zu kämpfen gehabt; man schwefelte und spritzte sogar die gehenden Stöcke, um vorzubeugen und um nicht aus der Gewohnheit zu kommen: denn der Winzer macht sich Arbeit, wenn er keine hat, er will das ganze Jahr nicht aus dem Wingert bleiben und möchte ein rechtes Sorgenkind an ihm haben.

(Fortsetzung folgt.)

Graue Zeit.

Fahl verdämmert ist das letzte Licht,
Das die Erde flackernd übersprühte.
Wie die Schatten ziehn, scheint grau und müde
Selbst der Himmel Alp und dumf Gewicht.
Nun verzagt und grämlich, dunkt die Welt
Sich erschauernd, kühl vom Herbst durchfeuchtet,
Bleib kein Stern, der durch die Wolken leuchtet,
In des Nebels rundgezirktem Zelt.
Aber findest du von Helle nicht
Einen Schimmer nur im Dämmerweben,
Ward dir als Geschenk anheimgegeben
Doch der eigenen Seele sanftes Licht.

Heinrich Leis.

Vom Räuber zum General.

(Zu Fra Diavolos 120. Todestag am 12. November 1926.)

Von Karl Sage.

Wenn man das Leben eines Räuberhauptmanns überblickt, so pflegt man mit romantischen Ereignissen und Zwischenfällen in Hülle und Fülle zu rechnen. Das aber ein Wegelagerer sich aus dem Kreis seiner Gefährten bis zum General und Heerführer emporswingt, den eine Königin in einem auf uns gekommenen Briefe mit „Mein General und Freund!“ anredet, das gehört doch zu den Seltenheiten, und daher wird es nicht unangebracht erscheinen, wenn wir bei den Schicksalen Fra Diavolos, dessen Tod sich dieses Jahr zum 120. Male jährt, ein wenig verweilen und die Taten und Untaten dieser Gestalt an uns vorüberziehen lassen. Der Ölhandler Pezza der mit seiner Familie zu Itri das beschauliche, anpruchlose Leben eines italienischen Landmanns führte, hätte, als ihm im Jahre 1771 ein Söhnlein in der Wiege lag, wohl kaum jemals daran gedacht, daß sich dieses unbeschuldige, sich auch später durch ein sanktes Wesen von seinen Altersgenossen unterscheidende Kind einst zu einem Räuberhauptmann entwideln werde, dessen Blick Hunderte und Tausende erheben, dessen Machtwort Dörfer und Städte zu Asche werden ließ. Die Liebe, die Teufel zu Engeln, aber auch Engel zu Teufeln werden läßt, sollte auch in das Geschick des jungen Michele Pezza entscheidend eingreifen und ihn aus der bürgerlichen Bahn mit jäher Wucht binausschleudern. Als man ihm, dem mit irdischen Glücksgütern nicht Gelegneten, die Verbindung mit der reichen Geliebten verweigerse, brach in seinem Herzen eine Sturmflut los, die alle Dämme der Erziehung und des Herrschaftsmenschen überging. Beim Hochzeitsmahl erhob er den Nebenbuhler und floh mit dem Rufe: „Ich will von jetzt ab Fra Diavolo sein!“ in die zerklüfteten, unzugänglichen Berge seiner Heimat, wo sich bald ein Kreis gleichfalls aus der Bahn aeworner junger Männer um ihn sammelte, mit denen er nun ein tolles, ungesügeltes Räuberleben begann. Der Vater der einst Geliebten, der ihm die Hand seiner Tochter verweigert hatte, fiel bald als zweites Opfer von der Hand Fra Diavolos, der, spottend über das gegen ihn ausgesprochene Todesurteil, mit den Seinen in verborgenen Wäldern baute und der Schrecken der Reichen, oft aber der Wohltäter der Armen war. Ob er festste im Hinblick auf sein eigenes Geschick schonte und förderte, oder ob seine Handlungen nur Berechnung darstellten, da er hoffte, so länger den Nachsuchungen der Karabinieri zu entgehen, wissen wir nicht. Uns wird nur überliebert, daß Fra Diavolo bald der Schrecken des Landes war und sich als

ein Mann erwies, der nicht nur aus dauerlos planmäig und brandhaute, sondern jeden Zug wohl vorbereite und planmäßig anlegte. So erklärt es sich, daß, als im Jahre 1799 der König von Neapel in Kampe mit Frankreich getret, man dem Räuberhauptmann Fra Diavolo, der eine Schat von 4000 verwegenen Leuten um sich gesammelt hatte, sein Todesurteil erließ und ihn logar nach und nach bis zu der Stellung eines Generals aufsteigen ließ. Als die Wiedereroberung Neapels hauptsächlich seiner Umsicht und seiner taktischen und strategischen Begabung zu verdanken war, wurde der Räuber mit Ehren überhäuft. Doch Napoleon leiste sich durch, verliege die Bourbonen von ihrem Thron und ernannte Joseph Bonaparte zum König beider Sizilien. Das war ein harter Schlag für Fra Diavolo, der sich aber noch nicht verloren gab, sondern, nachdem er sich ins unwegsame Gebirge zurückgezogen hatte, begann, den Aufbruch und die Erhebung des Landes vorzubereiten. Seine Abgesandten durchstreiften das Land; mit dem entthronten Herrscher stand er in ständiger Verbindung. Des Räubers Stern strahlte am hellsten, um bald jäh zu erblassen, als er, der General, um dessen Freundschaft Könige bumbten, am 24. September 1806 bei Sora geschlagen und, nach vergeblichem Fluchtversuch, gefangen genommen wurde. Der kluge, gewandte Mann, der sich bemüht hatte, in seinen Entlassen und Defreten mit Geschick die Sprache Napoleons nachzuahmen, der überhaupt in seinem Innern Pläne schmiedete, die denen des großen Korsen an Kühnheit kaum nachstanden, wurde nun vor ein Kriegsgericht gestellt, dem, was nicht unerwähnt bleibe. General Hugo, der Vater des Dichters, vorsah Fra Diavolo ließ seine Veredeltheit in hellstem Lichte strahlen, er schilderte sich als den armen, vom König und von der Königin von Neapel zu ihren politischen Zwecken missbrauchten Menschen, er suchte mit allen Mitteln das Mitleid der Richter zu erwecken, die, wie General Hugo in seinen Memoiren berichtet, zum Teil selbst gern den sehr begabten im richtigen Wirkungskreis zu Großem berufenen Mann gerettet hätte. Es half ihm nichts. Man forderte seinen Kopf und begründete das Todesurteil nicht mit den politischen Taten des Räubers sondern mit den Morden, die er auf sein Gewissen geladen hatte. Am 12. November 1806 wurde Fra Diavolo erhängt.

Auber, dem Scribe das Textbuch geliefert hatte, schrieb seine berühmte Oper, durch die das Andenken des Räubers bis in unsere Tage wachgehalten wurde. Wer die Oper kennt und die obigen knappen Ausführungen gelesen hat, wird zugeben müssen, daß der Opernheld mit dem wirklichen Räuber, über den übrigens ein zeitgenössischer Italiener ein umfangreiches Buch schrieb, nur den Namen gemein hat. In Italien ist die Persönlichkeit Fra Diavolos noch heute sehr populär. Allerlei Legenden und Anekdote schlingen sich um ihn. Doch auch wenn wir seine Gestalt von dem schmückenden Beiwerk befreien, das eine weniger romantische Nachwelt um sie geschlungen hat, werden wir gestehen müssen, daß Fra Diavolo ein Räuber war, der das übliche Format seiner Standesgenossen weit überragte, ein Mann mit seltenen Gaben, den man, hätte ungläubliche Liebe ihn nicht irregeleitet, vielleicht den Größen der Geschichte zurechnen würde.

Der Bubikopf.

Von Helga Hennia.

„Soll ich mich bubiköpen lassen?“ fragte Frau Leontine. Sie war eine Dame in den besten Jahren. Mit den besten Jahren ist es wie mit den besten Freundinnen; sie sind die gefährlichsten. Verheiratet mit einem Privatgelehrten, vereinte Frau Leontine die Würde, die eine solche Stellung erfordert mit der kindlichen Einfalt des Herzens, die manche Frauen sich bis in das höchste Alter zu bewahren verstehten.

„Soll ich mich bubiköpen lassen?“ fragte Frau Leontine nun schon zum zweiten Male, ohne daß ihr Spiegelbild ihre Antwort gab. Es zeigte nur in heispielerischer Aufrichtigkeit die bloß mit einer Hemdhoose verhüllte Wahrheit. Unleugbar — man begann zu verdichten. Das Doppelkinn war bereits zu einem dreieckigen ausgeartet. Der einst schlante Schwanenhals hatte sich in Nadelnved verdichtet. Die schwellenden Linien der Oberarme waren zur Ellipse gerundet, und was sonst noch an Fülle der Reize sich bot, war fast zu reichlich des Guten. Besonderer Beleibtheit erfreuten sich die bogenförmig geschwungenen Beine, deren breitaufladende Waden schon an den Fesseln begannen. Kurz, eine mollige Erscheinung, dem Schönheitsideal östlicher Völker näher kommend als den Anforderungen des Tages genügend.

Nüchtern betrachtet — wer würde nicht ernüchtern, wenn er sein Spiegelbild erblickt — Frau Leontine entsprach auch nicht einmal andeutungsweise dem modernen Typ. Sie fühlte das. Es quälte sie. Schon oft hatte sie das Empfinden gehabt, als passe sie nicht in diese Zeit, wenigstens

mit ihrer außeren Erscheinung nicht. Innerlich dagegen war sie sogar ihrem Jahrhundert weit voraus — es gab keine Sünde, keine Untreue, keine Abneuer, die sie nicht schon — in Gedanken begangen hätte. Es kam also nur noch darauf an, sich auch äußerlich den mondänen Formen anzupassen.

„Soll ich mich bubiköpen lassen?“ fragte Frau Leontine, als sie nachmittags im Kränzchen nicht eingedenkt der daraus entstehenden Gefahr für die erzielte Linie wiederholte zur Schlagsahne griff. Man fragt bekanntlich je dringlicher, je entschlossener man ist, die Antwort wohl zu hören, ihre Ratshläge aber nicht zu befolgen. Die anwesenden bubiköpen Schönen rieten natürlich eifrig zu. Ob aus ehrlicher Begeisterung möge dabingeistelt bleiben.

„Der Bubikopf ist ja sooo bequem!“

„Man braucht nur alle acht Tage zum Friseur!“

„Rasieren kann man sich selbst, wenn der Mann es nicht sieht!“

Vielleicht war für diese Damen auch nur der Wunsch machgebend, eine Leidensgefährtin mehr zu haben. Denn — vertraulich — die dauernde Lauferei zum Haarformer ist gar zu kostspielig und zeitraubend, das Rasieren einfach ekelhaft, von den ewigen Spötteleien des Mannes ganz zu schweigen.

Die bolde Weiblichkeit, die noch im Besitz eigener und falscher Haare, stimmte ebenfalls für den Bubi — aus Neugierde und in geheimer Schadenfreude auf das bevorstehende Ergebnis.

„Soll ich mich bubiköpen lassen?“ fragte am Abend Frau Leontine ihren Gatten zum 1002. Male. Worauf er in nieermüder Güte dieselbe Antwort gab, mit der er ohne ungeduldig zu werden schon 1001mal diese Frage erledigt zu haben glaubte: „Wenn du meinst, daß es möglich ist, daß eine Frau wie du durch den Bubikopf noch gewinnen könnte, so lasz ihn dir schneiden.“

Ja, sie würde gewinnen — unsweifhaft gewinnen! Endlich, endlich würde sie modern sein, aussehen wie die von ihr beneideten Frauen. Hoch und fühn würde sie den herrenshüttigen Kopf tragen, endlich nicht nur bereit, sondern auch fähig, all die Abenteuer zu erleben, die aussukosten bisher nur ihrer Phantasie gelang.

Nunmehr zu allem entschlossen ging es am andern Morgen zum Friseur. Natürlich zum ersten Bubischneider der Stadt. Aufatmend sah Frau Leontine in den neuen amerikanischen Sessel. Begeistert schmiegte sie sich in das schneige Weib, späßend suchte ihr Auge ihr Spiegelbild, zum letztenmal warf sie einen Blick auf den noch vorhandenen Schatz ihrer Haare — spärlich genug war er — erschreckend durchsichtig — nie war ihr die Armelosigkeit ihrer Behauptung so zum Bewußtsein gekommen — nein — es ging vielleicht doch nicht —

Mit einem grellen Schrei fuhr sie empor: „Halt! Halt! Hilfe! Hilfe!“

Gelassen ließ der Schneider die Schere sinken.

„Was meinen Sie“, forschte atemlos Frau Leontine, „wird mir überhaupt ein Bubikopf stehen? Zu meinem runden Gesicht? Bei dem Mangel an Hinterkopf? Ich war eigentlich ganz sicher — aber nun —“

Der Haarkünstler — Menschentypen genug, um zu wissen, was Frau Leontine hören wollte — entgegnete überzeugend: „Aber selbstverständlich, gnädige Frau. Gerade Ihrem ein wenig vollen Gesicht würde der Bubikopf eine neue Note verleihen, und was den Hinterkopf betrifft, meine Gnädigste, so dürfen Sie beruhigt sein, da gibt es ganz andre Damen mit noch weniger Kopf!“

„Nein, nein!“ Frau Leontine schrie angstfüllt, „nein, nicht! Nicht heute — ich muß es mir noch überlegen.“

„Wie Sie wünschen, meine Allergnädigste. Doch glauben Sie mir, wer einmal in diesem Stuhl gesessen bat, kommt wieder. Das ist wie mit der Ehe, wer einmal verheiratet war, kann es auch das zweitemal nicht lassen.“

Ab rauschte Frau Leontine. Das nedliche Frage- und Antwortspiel setzte sich noch einige Wochen fort, dann sah Frau Leontine abermals auf dem amerikanischen Sessel, um sich köpfen zu lassen.

Wieder fiel ihr Blick auf ihr Spiegelbild, abschiednehmend ruhte ihr Auge auf den schütteren Sträben, die auf dem Altar der Eitelkeit zu opfern sie unwiderstehlich bereit war, demütig senkte sie ihr Haupt, beugte es unter der Schere, deren Schnitt sie mit einem Mal und für alle Seiten in eine Dame der großen Welt verwandeln würde.

Es war geschehen! Frau Leontine war nicht mehr! An ihrer Stelle stand ein neuer Typus Weib. Einen Augenblick durchzuckte es Frau Leontine: scheußlich — die dicke Figur — der kleine Kopf — grauenvoll — grotesk. Doch der Gedanke war nur flüchtig, so aus dem Unbewußten aufleuchtend, daß er nicht vermochte, ihr Bewußtsein zu trüben.

Stolz hob Frau Leontine den Bubikopf — wie er auch sei — er gehört nun einmal zu einer modernen Frau!

Des Kleingärtners Tagewerk im November.

Im Obstgarten. Die teilweise recht geegnete Ernte ist vorüber. Schon ruhen die Früchte auf dem Lager in den Überwinterungsräumen. Nun gilt es, die Früchte zu erhalten. Daher sind sie mindestens allwöchentlich einmal, besser noch öfters, durchzuhaben und die angehaulten zu entfernen, ehe sie die benachbarten ansiedeln. Bei mildem, trockenem Wetter sind Tür und Fenster zu öffnen, damit reichlich Luft die Räume durchströmen kann. Bei feuchtem Wetter sollten sie jedoch geschlossen bleiben. Der Überwinterungsraum muss möglichst dunkel gehalten werden, oder, wenn er noch zu anderen Zwecken dient, sind wenigstens die Früchte mit Zeitungspapier zuzudecken.

Die stille Zeit nach der Ernte kann nunmehr der Baumpflege und Neuanpflanzung von Bäumen gewidmet werden. Schöne Herbsttage sind stets die beste Zeit zur Anpflanzung, zumal auch noch die Baumschulen über reiche Auswahl in Bäumen und Sorten verfügen. Gewarnt sei vor einer zu engen Pflanzung. Es kommt weniger auf eine große Zahl von Obstbäumen auf einem Grundstück an, als auf verhältnismäßig wenige, die bei genügend weitem Stand eine gute Entwicklung und damit auch höchste Erträge verbürgen, besonders wenn eine gute Pflege und sachgemäße Düngung das ihrige dazu beitragen.

Mit dem Winterchnitt der Bäume kann jetzt begonnen werden. Ältere Bäume und Beerensträucher werden ausgeschnitten, wobei alles frische und dürre Holz, sowie die zu dicht stehenden und sich freuenden Äste zu beseitigen sind. Die Stämme der älteren Bäume sind von der überständigen Borke und von Moos und Flechten zu reinigen, sowie mit Obstbaumkarbolinum zu bestreichen. Obstspaliere an eisernen Gerüsten sind von diesen loszulösen, da sonst bei starker Kälte leicht Frostschäden entstehen können. Die Klebgürtel sind auf ihre Klebfähigkeit hin zu prüfen und wenn nötig, damit frisch zu bestreichen, wozu sich der Raupenleim „Höchst“ wegen seiner langwährenden Frische ganz vorzüglich eignet. Alle jungen Bäume sollen in offenem Boden stehen, damit sie sich recht rasch entwideln und dadurch die Gewähr bieten, bald zu tragen. Beim Umgraben der Baumschulen junger Zwergobstbäume ist, wenn diese einen starken Holztrieb gemacht haben, darauf zu achten, ob sie nicht etwa zu tief stehen und über der Veredelungsstelle Wurzeln gebildet haben. In diesem Falle sind sie herauszunehmen und höher zu pflanzen. Diese geringe Mühe lohnt bald ein reicher Fruchtanbau. Ferner sind bei jungen Obstbäumen die Baumänder öfters nachzusehen, ob sie haltbar sind und gut sitzen. Reibungen der Stämmchen an dem Pfahl können zu schlimmen Wunden führen.

Im Gemüsegarten kommt jetzt die Zeit der Ernte und Bergung des Gemüses. Wir warnen jedoch damit bis zum Eintritt der ersten Kälteperiode, da das Gemüse draußen immer noch am besten aufgehoben ist und die wenigsten Verluste bringt. Es wird dann an einem trockenen, möglichst sonnigen Tage geerntet, damit es recht trocken geborgen werden kann. Nur dadurch beugen wir von vornherein dem Verderben vor. Auf größte Sauberkeit und Entfernen der faulenden Teile ist stets zu achten. Die Wurzelgemüse, namentlich Sellerie, sind in den Gruben im Garten vor den Mäusen zu sichern. Man vergesse daher nicht, Fallen aufzustellen.

Darauf sorge man noch, solange der Boden offen ist, daß der Garten instand gesetzt wird. Abgelebten davon, daß ein verwahrloster Garten ein schlechtes Licht auf seinen Besitzer wirkt, werden durch die Beseitigung der Gartenabfälle und des Laubes zahlreiche Schädlinge und Krankheitsleime zerstört.

Es ist selbstverständlich, daß die Bohnenstangen, Tomatenpfähle usw. im Interesse ihrer Erhaltung in einen trockenen Raum gebracht werden.

Man vergesse nicht bei dem Umspaten des Landes, es an einem trockenen, windstillen Tag zu fassen. Doch soll der Kalk nicht mit dem Stalldünger zu gleicher Zeit, sondern etwa vier Wochen vorher untergebracht werden.

Im Blumengarten werden Blumenwiebeln (Hyazinthen, Tulpen, Narzissen usw.) gepflanzt, ferner Stauden und Ziersträucher gepflanzt. Die hochstämmigen Rosen sind niedergelegen und die Krone mit Erde zu bedecken, bei den Buschrosen

genügt schon vorerst ein Anhäufeln. Tritt starker Frost ein, dann müssen sie noch mit Fichtenreisig bedekt werden. Der Rosen sollte vor Eintritt des Winters von Laub und Unrat befreit und die Gartenwege gereinigt werden.

Das Blumenzimmer ist an milden Tagen recht fleißig zu lüften, die Pflanzen jedoch vor Zugluft zu schützen. Von jetzt ab ist nur noch vorsichtig zu gießen und nur soviel Wasser zu verabfolgen, als nötig ist, den Wurzelballen vor dem Vertrocknen zu schützen.

Der Kleintierhof im November.

Reinlichkeit, gute, warme Stallung und entsprechendes Futter gewährleisten allein das Gedeihen des Viehes. Dem Geflügel sind Weichfutter und Trinkwasser, sobald Frost eintritt, angewärmt aber nicht heiß zu geben, während das Körnerfutter im Scharrraum unter lockere Erde, Sand, Häcksel usw. zu mischen ist, damit es die Hühner suchen müssen und keine Langeweile bei ihnen aufkommt. Ein Staubbad gegen Ungeziefer ist ebenso nötig. Gänse und Enten erhalten als Streu eine möglichst hohe Tort- und Strohschicht, da sie, obwohl Wasservögel, trockene und wärmende Unterkunft verlangen. Die Taubenschläge sind bei schlechtem Wetter erst gegen Mittag zu öffnen, zwar kommen ihre Injassen dabei mit dem Futter etwas kura, doch schadet dies nichts, weil sie dadurch von unnötigem Risten abgehalten werden. — Die Kaninchen vertragen trockne Kälte und frische Luft vorzüglich, ja sie bekommen in Freilichtställen sogar die besten Helle und sollen daher nicht versäumt werden; Rässe ist ihr Tod, weshalb für guten Urinabfluß gesorgt werden muß. Wird überwiegend trocken gefilzt, so ist abgestandenes Wasser zu reichen, das Weichfutter angewärmt, das Grünfutter frisch, aber nicht gefroren, da es sonst Magenkrankheiten erzeugt. Es soll reichlich und gut gefüttert werden, damit die Häsinnen beim Beginn der Zucht in gutem Zustand sind, doch soll das Füttern nicht zur Mästung ausarten. Die Ziegenställe sind gleichfalls trocken und zugleich warm zu halten, denn die Ziegen sind besonders empfindlich gegen Kälte. Gutes Heu ist das beste Futter; eine regelmäßige Gabe Hafer von Vor teil. Trächtige Ziegen bedürfen eine besonders gute Behandlung, was leider selten geschieht.

Schädlingsbekämpfung.

Der Herbst ist die beste Zeit für die Vernichtung einer Reihe von Schädlingen. Wir haben dann die beste Gelegenheit, mit einem Schlag gleich eine große Zahl zu vernichten, deren Bekämpfung im Frühjahr oft ungeheure Mühe machen würde. So können wir mit einem einzigen Eierring des Ringelspanners 200 der gefährlichen Raupen, die daraus entstehen würden, mühselos erledigen. Dasselbe gilt von den Raupennestern des Soldaters, an der Spitze der Kronenzweige, sowie den zusammengeponnenen Blättern, die häufig die kleinen Raupen des Baumweichlings beherbergen. Auch die zunderähnlichen Häuschen, die bis zu 400 Eierchen des Schwammwinters bedecken, sind an den Ästen, Stämmen und an den Holzteilen der Einfriedungen aufzufinden. Man kann das Gelege mit einem Meißel oder Messer leicht abheben. Es ist durch Feuer zu vernichten. Handelt es sich um die Bekämpfung im großen, dann tränt man sie mit Petroleum, wozu man sich am vorteilhaftesten eines Ölähnchens, wie man es gewöhnlich zum Schmieren der Nähmaschine braucht, bedient. Um der Schielaus, deren verschiedene Arten die Stämme und Äste des Apfel-, Birnbaums und des Steinobstes in ungeheurer Zahl beleben, Herr zu werden, sind die stärkeren Teile abzubürsten mit der Baumkratz von der abgestorbenen Rinde zu befreien. Nacham ist in diesem Falle, möglichst helle Tücher auf den Boden zu legen, um die entfernten Teile, die zu verbrennen sind, leicht sammeln zu können. Jüngere Stämme bestreichen man mit 40prozentigem wasserlöslichem Obstbaumkarbolinum. — Zur Bekämpfung der verschiedenen Pilzkrankheiten, wie Schorf (*Fuscladium*), Polsterchwimmel (*Monilia*) und Peronospora, hat sich ein Beizmittel mit 1,5prozentiger Nopralen-Kalkbrühe, die jedem Allheilmittel, vorzüglich bewährt. Versuche im großen ergaben, daß die verschiedenen Krankheiten im nächsten Jahre verschwunden waren und die Bäume allenfalls eine größere Fruchtbarkeit zeigten.

B. C.